

JOHANN GOTTLIEB FICHTE

# Reden an die deutsche Nation

Mit einer Einleitung herausgegeben von

ALEXANDER AICHELE

FELIX MEINER VERLAG  
HAMBURG

## PHILOSOPHISCHE BIBLIOTHEK BAND 588

Der Text der vorliegenden Ausgabe folgt der von Reinhard Lauth nach dem Erstdruck von 1808 unter Heranziehung der Ausgabe von Fritz Medicus aus dem Jahre 1910 herausgegebenen Studienausgabe von 1978 (PhB 204).

Die inneren Seitenangaben im Kolumnentitel des Textteils und die durchgehenden Trennstriche (|) im fortlaufenden Text bezeichnen den Seitenumbruch des Erstdrucks, die Seitenangaben am Rande und die unterbrochenen Trennstriche (|) den Seitenumbruch nach Band I,10 der *J. G. Fichte-Gesamtausgabe*, hg. von Reinhard Lauth, Stuttgart-Bad Canstatt 2005.

### Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7873-1856-8

[www.meiner.de](http://www.meiner.de)

© Felix Meiner Verlag, Hamburg 2008. Alle Rechte vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Satz: Type & Buch Kusel, Hamburg. Druck: Strauss, Mörlenbach. Bindung: Litges & Dopf, Heppenheim. Werkdruckpapier: alterungsbeständig nach ANSI-Norm resp. DIN-ISO 9706, hergestellt aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.

## INHALT

Einleitung. *Von Alexander Aichele* ..... VII

### REDEN AN DIE DEUTSCHE NATION DURCH JOHANN GOTTLIEB FICHTE

Vorrede ..... 3

*Aus einer Abhandlung über Machiavell als Schriftsteller,  
und Stellen aus seinen Schriften* ..... 5

I. Aus dem Beschlusse jener Abhandlung. .... 5

II. Große Schreibe- und Preßfreiheit in Machiavells  
Zeitalter ..... 6

III. Aus der Vorrede zu einigen ungedruckt gebliebenen  
Gesprächen über Vaterlandsliebe, und ihr Gegenteil .. 8

#### ERSTE REDE

Vorerinnerungen und Übersicht des Ganzen ..... 11

#### ZWEITE REDE

Vom Wesen der neuen Erziehung im allgemeinen ..... 28

#### DRITTE REDE

Fortsetzung der Schilderung der neuen Erziehung ..... 44

#### VIERTE REDE

Hauptverschiedenheit zwischen den Deutschen und  
den übrigen Völkern germanischer Abkunft ..... 60

#### FÜNFTE REDE

Folgen aus der aufgestellten Verschiedenheit ..... 77

Anmerkung zu S. 85–86 ..... 92

## SECHSTE REDE

Darlegung der deutschen Grundzüge in der Geschichte . . . 93

## SIEBENTE REDE

Noch tiefere Erfassung der Ursprünglichkeit,  
und Deutschheit eines Volkes . . . . . 108

## ACHTE REDE

Was ein Volk sei, in der höhern Bedeutung des Worts,  
und was Vaterlandsliebe . . . . . 127

## NEUNTE REDE

An welchen in der Wirklichkeit vorhandenen Punkt die  
neue Nationalerziehung der Deutschen anzuknüpfen sei 146

## ZEHNTE REDE

Zur nähern Bestimmung der deutschen National-  
erziehung . . . . . 162

## ELFTE REDE

Wem die Ausführung dieses Erziehungsplanes  
anheimfallen werde . . . . . 179

## ZWÖLFTE REDE

Über die Mittel, uns bis zur Erreichung unsers  
Hauptzwecks aufrecht zu erhalten . . . . . 196

## INHALTSANZEIGE DER DREIZEHNTEN REDE

Fortsetzung der angefangenen Betrachtung . . . . . 211

Anmerkung zu S. 211 . . . . . 232

## VIERZEHNTE REDE

Beschluß des Ganzen . . . . . 233

Bibliographie . . . . . 253

## EINLEITUNG

*Evitando vivit anima,  
quae appetendo moritur.*  
Augustinus

Johann Gottlieb Fichtes *Reden an die deutsche Nation* sind ohne Zweifel das kontroverseste seiner Werke. Noch viel mehr als für ihre philosophiehistorische oder systematische Einordnung, die von Einschätzungen als zentrale geschichtsphilosophische Einlassung Fichtes<sup>1</sup> bis zur Behauptung vollständiger philosophischer Bedeutungslosigkeit als reines Propagandawerk<sup>2</sup> reichen, gilt dies für die politische Bewertung der *Reden*. Hier finden sich auf der einen Seite Apologien, welche Fichte als »Prophet« betrachten, der in einem »Akt der Notwehr« handele,<sup>3</sup> um »der durch die verheerende Niederlage demoralisierten Nation geistig-moralischen Halt und neue Orientierung«<sup>4</sup> zu geben, wie

<sup>1</sup> Vgl. etwa Reinhard Lauth, Einleitung, in: Johann Gottlieb Fichte, *Reden an die deutsche Nation* (Hg. v. Reinhard Lauth) [im folgenden = RdN; Seitenangaben beziehen sich auf die vorliegende Ausgabe], Hamburg 1978, IX–XLI, hier: XVI f.

<sup>2</sup> So etwa Günter Zöllner im Rahmen einer Podiumsdiskussion anlässlich des Internationalen Fichte-Kongresses 2006 »Wissen – Freiheit – Geschichte. Die Philosophie Fichtes im 19. und 20. Jahrhundert« in Halle a. d. Saale.

<sup>3</sup> Reinhard Lauth, Der letzte Grund von Fichtes *Reden an die deutsche Nation*, in: *Fichte-Studien* 4 (1992), 198–230, hier: 200. Der Prophetenvergleich ist weitverbreitet und findet sich etwa schon bei Heinrich v. Treitschke, *Fichte und die nationale Idee* (1862) [im folgenden: FN], in: Ders., *Aufsätze, Reden und Briefe* (hg. v. Karl Martin Schiller), 2 Bde., Meersburg 1929, Bd. 1, 250–274, hier 272. Zu Treitschkes Fichte-Rezeption s. u. IV.2.

<sup>4</sup> Ursula Baumann, Frühnationalismus und Freiheit. Fichtes Berliner Perspektiven einer deutschen Republik, in: Dies. (Hg.), *Fichte in Berlin*.

auf der anderen Seite Verdammnisurteile, die in den *Reden* einen »performativen Rassismus« am Werke sehen, welcher eine »Grundgeste der NS-Ideologie« darstelle.<sup>5</sup> Es kann bei dieser extremen Spannweite zwischen extremen Urteilen nicht verwundern, daß bisweilen sogar die Möglichkeit angezweifelt wird, überhaupt eine einigermaßen neutrale Position zu den *Reden an die deutsche Nation* beziehen zu können,<sup>6</sup> so daß mithin gelte: »Jede Interpretation ist per se immer schon eine Parteinahme.«<sup>7</sup> Freilich soll im folgenden trotzdem versucht werden, von einer solchen Parteinahme, so weit dies irgend möglich ist, abzusehen.

Die Einleitung wird zunächst den historischen Hintergrund der Entstehung der *Reden* skizzieren und sodann deren Stellung im Kontext der philosophischen Entwicklung Fichtes beleuchten. Im dritten Teil sollen für die *Reden an die deutsche Nation* zentrale Theoreme, Argumente und Grundbegriffe – insbesondere Fichtes Kritik am Denken der Aufklärung, sein Erziehungskonzept und sein Begriff der ›Ursprünglichkeit‹ – exponiert und analysiert werden. Der vierte Teil wird einige Hinweise zur Rezeptionsgeschichte geben, die ebenfalls die erwähnte Spannung zwischen politischen Extrempositionen dokumentiert, welcher die *Reden* durchaus Vorschub leisten.<sup>8</sup>

Spekulative Ansätze einer Philosophie der Praxis, Berlin 2006, 177–197, hier: 178.

<sup>5</sup> Christian Strub, Absonderung des »Volks der lebendigen Sprache« in deutscher Rede. Die Performanz von Fichtes *Reden an die deutsche Nation*, in: Philosophisches Jahrbuch 111 (2004), 384–415, hier: 412 f.

<sup>6</sup> Einer solchen Position wohl am nächsten kommt – soweit ich sehe – noch die ausgezeichnete politikwissenschaftliche bzw. ideengeschichtliche Studie von Stefan Reiß, *Fichtes Reden an die deutsche Nation oder: Vom Ich zum Wir*, Berlin 2006.

<sup>7</sup> Baumann (Fn. 4), 177.

<sup>8</sup> Vgl. Reiß (Fn. 6), 22.

### *I. Zum historischen und entstehungs- geschichtlichen Hintergrund*

Fichte hielt seine *Reden an die deutsche Nation* vom 13. Dezember 1807 bis zum 20. März 1808 jeweils sonntags zur Mittagsstunde im runden Saal der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Am 27. Oktober 1806 war Napoleon im Triumph in Berlin eingezogen, und die Hauptstadt des preußischen Königreiches stand seither unter Besatzung durch französische Truppen. Die königliche Familie war nach dem Tod des Prinzen Louis Ferdinand in einem Scharmützel bei Saalfeld unmittelbar nach Ausbruch des Krieges am 10. Oktober 1806 und der vernichtenden Niederlage der preußischen Armee in der Doppelschlacht von Jena und Auerstedt vier Tage später zuerst nach Königsberg und dann nach Memel geflüchtet. Dort hielt sie sich auf bis zum Frieden von Tilsit, der am 9. Juli 1807 zwischen Napoleon und dem Zaren auf einem Floß auf der Memel geschlossen wurde und das preußische Staatsgebiet um die Hälfte reduzierte. Die bloße Fortexistenz Preußens verdankte sich allein der Gnade des französischen Kaisers, die wiederum dem »Respekt gegenüber dem Zaren aller Reußen« geschuldet war, der ein Interesse daran hatte, »zwischen Rußland und dem französischen Machtgebiet einen ohnmächtigen Pufferstaat zu haben«.<sup>9</sup> Darüber hinaus war am 6. August 1806 das Heilige Römische Reich Deutscher Nation abgewickelt worden, so daß der Umsturz der bestehenden Verhältnisse in der Mitte Europas ein vollkommener war. Nicht nur der Friedensvertrag, bei dessen Aushandlung der preußische König, Friedrich Wilhelm III., gar nicht erst zugelassen war, sondern am Memelufer zu warten hatte, wurde in höchstem Maße als demütigend empfunden.

<sup>9</sup> Hans-Joachim Schoeps, *Preußen. Geschichte eines Staates*, Frankfurt/M. / Berlin 1981, 112. Vgl. zur Position des Königs in den Friedensverhandlungen ausführlich: Thomas Stamm-Kuhlmann, *König in Preußens großer Zeit. Friedrich Wilhelm III., der Melancholiker auf dem Thron*, Berlin 1992, 252 ff.

Dies galt auch für die Art und Weise, wie sich die ehemals geradezu für unbesiegbar gehaltene preußische Armee in die Niederlage fügte: Bis auf ganz wenige, dann um so berühmter gewordene Ausnahmen ergaben sich nach Jena und Auerstedt intakt gebliebene Truppenteile den Angreifern kampfflos bzw. wurden voll ausgestattete Festungen ohne den Versuch zur Verteidigung übergeben.

Man darf sagen, daß Fichte diese rapide fortschreitende Auflösung der ehemaligen europäischen Großmacht Preußen aus nächster Nähe mitverfolgen konnte.<sup>10</sup> Diese Nähe zu jenen grundstürzenden politischen Ereignissen kam keineswegs von Ungefähr: Fichte hielt sich zur Zeit des Kriegsausbruchs in Berlin auf, da er zwecks Ausarbeitung eines Reformplanes für die Universität Erlangen von seinen dortigen Professorenpflichten beurlaubt worden war. Sogleich nach der Mobilmachung, die eine Wiederaufnahme seines Erlanger Amtes ohnehin unmöglich machte, bot er sich mehrmals der preußischen Führung als Feldprediger zur Hebung der Truppenmoral an.<sup>11</sup> Trotz der Ablehnung dieses Anerbietens folgt er dem König und der Regierung schweren Herzens<sup>12</sup> unter Zurücklassung seiner Familie nach Königsberg »in das Innere der Monarchie, wo ich für meinen ersten litterarischen Zweck Stille, und für den zweiten Si-

<sup>10</sup> Vgl. zum folgenden die sorgfältige Darstellung von Reiß (Fn. 6), 38–64, an der ich mich, was die historischen bzw. politischen Zusammenhänge betrifft, orientiere. Ausführliche Schilderungen finden sich in der klassischen Biographie von Xavier Léon (*Fichte et son temps*, 3 Bde., Paris 1922 ff.).

<sup>11</sup> So berichtet Johanne Fichte (vgl. J.G. Fichte im Gespräch. Berichte der Zeitgenossen [hg. v. Erich Fuchs in Zusammenarbeit mit Reinhard Lauth u. Walter Schieche], Bd. 3: 1801–1806, 439 [1741]). Vgl. auch Johann Gottlieb Fichte, Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (hrsg. von Reinhard Lauth u. Hans Gliwitzky) [im folgenden = GA], Bd. III.5, 367 (Beyme an Fichte, 20. 09. 1806) u. 371 (Fichte an Hardenberg, 18. 10. 1806).

<sup>12</sup> Vgl. Wiederholte ernstl. Deliberation über meine Lage, GA II.10, 91–93.

cherheit fände«. <sup>13</sup> Den Verfolg beider literarischen Zwecke hält Fichte »für Pflicht«. <sup>14</sup> Was der erste, Stille erfordernde, ist, liegt – man möchte sagen: wie fast immer im Falle Fichtes – auf der Hand: Es handelt sich um die Arbeit an der Wissenschaftslehre, die er im Winter 1806/07 auch in Königsberg vorträgt. Der Sicherheit erfordernde Teil seiner literarischen Absichten soll jedoch politischen Charakters sein und die gegenwärtige Lage ebenso betreffen wie auf sie einwirken. <sup>15</sup> Dies tat Fichte zunächst als Zensor wider die Gefahr unpatrisotischer Nachrichtenaufbereitung in der Königsberger Zeitung. Als bedeutendster Ertrag seiner eigenen schriftstellerischen Tätigkeit dieser Zeit ist zweifellos der in der ersten Nummer der patriotischen, auch bei Hofe gelesenen Zeitschrift *Vesta* erschienene Aufsatz *Ueber Machiavell, als Schriftsteller, und Stellen aus seinen Schriften* zu sehen, auf den an späterer Stelle noch einzugehen sein wird – nicht nur, weil Fichte aus drucktechnischen Gründen (vgl. RdN, 3, Anm.) einige Passagen daraus den *Reden* voranstellen ließ.

Allerdings waren die Erfahrungen Fichtes mit dem ›Inneren der Monarchie‹ zutiefst ernüchternd: Die notorische Entschlußschwäche Friedrich Wilhelms, <sup>16</sup> die noch in den Befreiungskriegen häufig genug kampfeswillige Generäle schier zur Verzweiflung trieb, <sup>17</sup> wurde durch die konkurrierenden Interessen der Mitglieder der sog. »Kabinettsregierung«, d. h. einer eher willkürlich zusammengestellten Gruppe »allmächtige[r] und entscheidende[r], jedoch nicht verantwortliche[r] und sachfremde[r] Ratgeber« <sup>18</sup> ohne Ministerrang bzw. Regierungsmitglied-

<sup>13</sup> An Hardenberg (18.10.1806), GA III.5, 371.

<sup>14</sup> Ebd.

<sup>15</sup> Vgl. Wiederholte erstl. Deliberation über meine Lage, GA II.10, 91 f.

<sup>16</sup> Vgl. Stamm-Kuhlmann (Fn. 9), 207 ff.

<sup>17</sup> Vgl. Roger Parkinson, Blücher. Der Marschall »Vorwärts«, München 1976, 124 ff., 179 pass.

<sup>18</sup> Walter Hubatsch, Die Stein-Hardenbergschen Reformen, Darmstadt 1977, 136.

schaft, nachgerade potenziert, so daß das Wirrwar in der politischen Führung Preußens getreulich das Versagen seiner Armee widerzuspiegeln schien. Daß sich Fichte solchen Einblicken in die Abgründe der politischen Realitäten keineswegs verschloß, sondern sie schonungslos ins Auge faßte, dokumentiert die zu seinen Lebzeiten unveröffentlichte, so bitter-sarkastische wie zornige historische Fiktion *Die Republik der Deutschen zu Anfange des zwei u. zwanzigsten Jahrhunderts unter ihrem fünften Reichsvogte* vom Frühjahr 1807,<sup>19</sup> aber auch ein Brief an seine Frau aus dem Sommer desselben Jahres. Darin heißt es: »Wer hinter dem Vorhange stand, sieht manches anders; tröstlicher nicht gerade, aber er sieht die eiserne Nothwendigkeit mehr ein.«<sup>20</sup>

Daß es erst dieser beinahe totale Zusammenbruch des Königreichs Preußen war, der nicht nur das Bewußtsein der Notwendigkeit einer prinzipiellen Staatsreform an höchster Stelle bewirkte – in progressiveren politischen und militärischen Kreisen war dies ohnehin ausgeprägt –, sondern auch den Entschluß, solche tiefgreifenden Reformen tatsächlich durchzuführen,<sup>21</sup> läßt sich kaum bestreiten. Auch Fichte teilte diese Überzeugung. Seine Resignation bezog sich allein auf die Königsberger Gegenwart, d. h. auf »die Kompetenz der preußischen Führung

<sup>19</sup> GA II.10, 377–426.

<sup>20</sup> An Johanne Fichte (31.07./01.08. 1807), GA III.6, 157. Zu dem hier gebrauchten Begriff der Notwendigkeit vgl. u. II.1.

<sup>21</sup> Vgl. dazu die Überblicksdarstellung von Hubatsch (Fn. 18), 131–224, u. Bernd v. Münchow-Pohl, *Zwischen Reform und Krieg. Untersuchungen zur Bewußtseinslage in Preußen 1809–1812*, Göttingen 1987. Fichtes Einfluß auf die preußischen Reformer ist schwer nachzuweisen und daher durchaus umstritten: Münchow-Pohl (338f.) hält Fichtes Wirkung für noch weniger als marginal, während Reiß insb. die Einschätzung des Freiherrn vom Stein als »Fichtejünger« aus der älteren Literatur übernimmt und zu untermauern sucht, s. Stefan Reiß, *Fichte in Berlin. Öffentliches Engagement und Arbeit am System*, in: Baumann (Fn. 4), 9–46, hier: 30 ff., u. die Literaturhinweise bei Reiß (Fn. 6), 54, Anm. 169. Dazu s. u. IV.1.

und die Möglichkeiten, den Krieg noch gewinnen zu können«,<sup>22</sup> jedoch nicht auf die Chance künftiger Besserung, die er notfalls sogar unter Verzicht auf die preußische Monarchie<sup>23</sup> gegeben sah. Damit verschoben sich die Prioritäten seiner ›literarischen Zwecke‹: Über die weiteren Fluchtstationen Memel und Kopenhagen kehrte er im Herbst 1807 nach dem Friedensschluß von Tilsit in das von der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Krise geschüttelte Berlin<sup>24</sup> zurück, um dort »in einem einsamen Gartenhause verschlossen, und dadurch von der Einquartierung befreit, [...] den Prinzipien einer besseren Ordnung der Dinge nachzudenken«.<sup>25</sup> Zweierlei fällt hier auf: Zum einen konzentriert sich Fichte in dieser Zeit unter Hintanstellung der Arbeit an der Wissenschaftslehre<sup>26</sup> gänzlich auf politische Themen. Zum anderen erhebt er auch dabei weiterhin philosophischen Anspruch, denn es geht ihm ja um die ›Prinzipien‹ einer neuen politischen Ordnung, also nicht oder nur in zweiter Linie um deren detaillierte Ausgestaltung.<sup>27</sup> Als das bedeutendste Resultat dieser erneuten, durch die preußische Katastrophe angestoßenen philosophischen Beschäftigung mit politischen Fragen dürfen die *Reden an die deutsche Nation* gelten. Gleichwohl sind

<sup>22</sup> Reiß (Fn. 6), 51.

<sup>23</sup> Vgl. an Johanne Fichte (20.–28.05.1807), GA III.6, 98.

<sup>24</sup> Vgl. dazu Münchow-Pohl (Fn. 21), 49–62.

<sup>25</sup> An Beyme (29.09.1807), GA III.6, 180.

<sup>26</sup> Er las die Wissenschaftslehre in Berlin nach einer auf sie hinführenden »Einleitung in die gesammte Philosophie« 1809 erst wieder 1810. Vgl. das Vorwort zu: Johann Gottlieb Fichte, Die späten wissenschaftlichen Vorlesungen I: 1809–1811 (hg. v. Hans Georg v. Manz u. a.), Stuttgart-Bad Cannstatt 2000, VII f.

<sup>27</sup> Dies gilt freilich nicht für das Hochschulprogramm, das Fichte im Auftrag Beymes unter dem Titel *Deducirter Plan einer zu Berlin zu errichtenden höhern Lehranstalt* (GA II.11, 83–170) unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Berlin ausarbeitete. Vgl. zum Schicksal dieses Plans immer noch: Max Lenz, Geschichte der königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Bd. I: Gründung und Ausbau, Halle 1910, 71–147, insb. 114 ff.

sie weit mehr als ein reiner philosophischer Traktat. Sie stellen zugleich ein politisches Manifest dar und sollen nach dem Willen ihres Autors entsprechende öffentliche Wirkung entfalten. Denn sie sind zum einen von vorneherein zum Vortrag vor einem durch die krisenhafte Situation politisch hochsensibilisierten Publikum konzipiert, unter dem sich auch politische Entscheidungsträger finden konnten, und wurden zum anderen – wenigstens teilweise – einzeln gedruckt, um eine schnelle Verbreitung zu gewährleisten, so daß nach Fichtes Wunsch »gar keine Zeit deutsche Denkweise zu erneuern und zu bilden«<sup>28</sup> verloren gehen möge.<sup>29</sup> Es ist daher ohne Zweifel korrekt, die *Reden* auch als ein Stück »politische Rhetorik«<sup>30</sup> zu qualifizieren, wie dies Stefan Reiß in seiner grundlegenden Untersuchung tut. Dennoch sollte über einer solchen Einordnung nicht der ungebrochene philosophische Anspruch Fichtes aus dem Blick geraten, der zumindest dazu nötigt, nach systematischen Begründungen für die vorgetragenen politischen Auffassungen zu suchen.

<sup>28</sup> An Beyme (02.01.1808), GA III.6, 213.

<sup>29</sup> Zum anscheinend durchaus sich einstellenden Erfolg dieser Strategie bei den Regierungsmitgliedern, die noch in Königsberg weilten, vgl. Reiß (Fn. 21), 34, Anm. 122.

<sup>30</sup> Reiß (Fn. 6), 13. Es ist gleichwohl darauf hinzuweisen, daß der Schluß von der Öffentlichkeit von Vorlesungen auf ihr Wesen als politische Rhetorik, den Reiß an dieser Stelle vollzieht, in der durch seine Formulierung (»nicht [...] systematische Abhandlung [...], sondern [...] öffentliche Vorlesungen, also [...] politische Rhetorik«, ebd.) angezeigten strikten Form nicht ohne weiteres gilt. Zumindest die aus einer solchen Identifikation folgende Entgrenzung des Begriffs des Politischen wäre jedenfalls erst im einzelnen zu begründen.

REDEN AN DIE DEUTSCHE NATION

DURCH JOHANN GOTTLIEB FICHTE

## VORREDE.

Die folgenden Reden sind zu Berlin im Winter 1807–1808 in einer Reihe von Vorlesungen, und als Fortsetzung der im Winter 1804–1805, eben daselbst vorgetragenen *Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters* (in derselben Verlagshandlung abgedruckt 1806) gehalten worden. Was bei ihnen und durch sie dem Publikum zu sagen war, ist in ihnen selbst ausgesprochen, und es bedurfte sonach keiner Vorrede. Da inzwischen, durch die Weise des Abdrucks dieser Reden ein auszufüllender leerer Raum sich ergeben hat, so fülle ich denselben mit etwas, zum Teil schon anderwärts die Zensur Passiertem und Abgedrucktem<sup>1</sup>, an welches die Veranlassung der entstandenen Lücke erinnert, und das im allgemeinen auch hier Anwendung finden dürfte, indem ich im besonderen noch an den, denselben Gegenstand betreffenden Schluß der zwölften Rede, verweise.

100 Berlin, im April 1808.

Fichte. †

<sup>1</sup> Die Abhandlung »Über Machiavell als Schriftsteller« hatte Fichte veröffentlicht in der Zeitschrift »Vesta«, herausgegeben von Fr. v. Schrötter und Max von Schenkendorf. Daß Fichte Teile dieser Abhandlung seinen »Reden an die deutsche Nation« vorangestellt hat, erklärt sich aus der Art der Drucklegung der Reden. Da die erste Rede der Zensur noch vorlag, begann der Druck mit der zweiten Rede auf S. 49, in der Annahme, daß die erste Rede 48 Seiten füllen würde. Dies stellte sich später als Irrtum heraus. Darum griff Fichte zur Abhandlung über Machiavelli, um die Lücke auszugleichen.

Aus einer Abhandlung  
über  
*Machiavell als Schriftsteller,*  
und  
Stellen aus seinen Schriften.

I.

Aus dem Beschlusse jener Abhandlung.

Zunächst fallen uns zwei Gattungen von Menschen ein, gegen die wir uns verwahren möchten, wenn wir es könnten. Zuvörderst solche, welche, so wie sie selbst mit ihren Gedanken niemals über die neueste Zeitung hinauskommen, annehmen, daß | dies auch kein anderer könne, daß demnach alles, was geredet oder geschrieben werde, eine Beziehung auf diese Zeitung habe, und derselben zum Kommentar dienen solle. Diese bitte ich zu bedenken, daß keiner sagen könne: siehe, da ist dieser gemeint, und dieser! – der nicht vorher bei sich selbst geurteilt habe, daß dieser, und dieser wirklich und in der Tat also sei, daß er hier gemeint sein könne; daß daher keiner einen im allgemeinen bleibenden Schriftsteller, der in der, alle Zeit umfassenden Regel, jede besondere Zeit vergißt, der Satire beschuldigen könne, ohne erst selbst, als ursprünglicher und selbständiger Urheber, diese Satire gemacht zu haben, und so höchst törichterweise seine eignen geheimsten Gedanken zu verraten.

Sodann gibt es solche, die vor keinem Dinge Scheu haben, wohl aber vor den Worten zu den Dingen, und vor diesen eine unmäßige. Du magst sie unter die | Füße treten, und alle Welt mag zusehen; dabei ist für sie weder Schande noch Übel: wenn aber darauf ein Gespräch erhoben würde, vom Treten mit Füßen, so wäre dies ein unleidliches Ärgernis, und nun erst höbe das Übel an; da doch auch überdies kein Vernünftiger und Wohlwollender ein solches Gespräch erheben wird, aus Scha-

denfreude, sondern lediglich, um die Mittel ausfindig zu machen, daß der Fall nicht wieder eintrete. Ebenso mit den zukünftigen Übeln; sie wollen nicht gestört sein in ihrem süßen Traume, und schließen drum fest zu ihr Auge vor der Zukunft. | 101  
 Da aber dadurch andre, welche die Augen offenbehalten, nicht verhindert werden, zu sehen, was herannaht, und in Versuchung kommen könnten, zu sagen, und mit Namen zu benennen, was sie sehen, so dünkt ihnen gegen diese Gefahr das sicherste Mittel dieses, daß sie den Sehenden dieses Sagen und Benennen verkümmern; als ob nun, in umgekehrter Ordnung mit der Wirklichkeit, aus dem Nichtsagen das Nichtsehen, und aus dem Nichtsehen das Nichtsein, erfolgen würde. So schreitet der Nachtwandler einher am Rande des Abgrundes; aus Barmherzigkeit, ruft ihm nicht zu, jetzt sichert ihn sein Zustand, wenn er aber erwacht, so stürzt er herab. Möchten nur auch die Träume jener die Gabe, die Vorrechte und die Sicherheit des Nachtwandels mit sich führen, damit es ein Mittel gäbe, sie zu retten, ohne ihnen zuzurufen, und sie zu erwecken. So sagt man, daß der Strauß die Augen vor dem auf ihn zukommenden Jäger verschließe, eben auch, als ob die Gefahr, die ihm nicht mehr sichtbar sei, überhaupt nicht mehr da sei. Der wäre kein Feind des Straußen, der ihm zurufte: öffne deine Augen, siehe, da kommt der Jäger, fliehe nach jener Seite hin, damit du ihm entinnest. |

## II.

### Große Schreibe- und Preßfreiheit in Machiavells Zeitalter.

Es dürfte auf Veranlassung des vorigen Abschnittes, und indem vielleicht einer oder der andere unsrer Leser sich wundert, wie dem Machiavell das soeben Gemeldete habe hingehen können, der Mühe wert sein, zu Anfange des 19. Jahrhunderts, aus den Ländern, die sich der höchsten Denkfreiheit rühmen, einen Blick zu werfen auf die Schreibe- und Preßfreiheit, die zu Anfange des 16. Jahrhunderts in Italien, und in dem päpstlichen Sitze Rom, stattfand. Ich führe von Tausenden nur Ein Beispiel

an. Machiavells Florentinische Geschichte ist auf die Aufforderung des Papstes Clemens VII. geschrieben, und an denselben überschrieben. In derselben befindet sich gleich im ersten Buche folgende Stelle: »So wie bis auf diese Zeit keine Meldung geschehen ist von Nepoten oder Verwandten | irgendeines Papstes, so wird von nun an von solchen die Geschichte voll sein, bis wir sodann auch auf die Söhne kommen werden; und so ist denn den künftigen Päpsten keine Steigerung mehr übrig, als daß sie, so wie sie bisher diese ihre Söhne in Fürstentümer einzusetzen gesucht haben, denselben auch den päpstlichen Stuhl erblich hinterlassen.« †

Dieser Florentinischen Geschichte, nebst dem Buche vom Fürsten, und den Diskursen, stellt derselbe Clemens, *honesto Antonii* (so hieß der Drucker) *desiderio annuere volens*, ein Privilegium aus, in welchem allen Christen bei Strafe der Exkommunikation, den päpstlichen Untertanen noch überdies bei Konfiskation der Exemplare, und 25 Dukaten Strafe, verboten wird, diese Schriften nachzudrucken.

Zu erklären ist dies allerdings. Die Päpste und die Großen der Kirche betrachteten selber ihr ganzes Wesen lediglich als ein | Blendwerk für den niedrigsten Pöbel, und, wenn es sein könnte, für die Ultramontaner, und sie waren liberal genug, jedem feinen und gebildeten italienischen Manne zu erlauben, daß er über diese Dinge ebenso dächte, redete und schriebe, wie sie selbst unter sich darüber redeten. Den gebildeten Mann wollten sie nicht betrügen, und der Pöbel las nicht. Eben so leicht ist zu erklären, warum späterhin andere Maßregeln nötig wurden. Die Reformatoren lehrten das deutsche Volk lesen, sie beriefen sich auf solche Schriftsteller, die unter den Augen der Päpste geschrieben hatten, das Beispiel des Lesens wurde ansteckend für die andern Länder, und jetzt wurden die Schriftsteller eine furchtbare, und eben darum unter strengere Aufsicht zu nehmende Macht.

Auch diese Zeiten sind vorüber, und es werden dermalen, zumal in protestantischen Staaten, manche Zweige der Schriftstellerei, z. B. philosophische Aufstellung allgemeiner | Grund-

sätze jeder Art, gewiß nur darum der Zensur unterworfen, weil es so hergebracht ist. Da sich nun hiebei findet, daß denen, welche nichts zu sagen wissen, als das was jedermann auch schon auswendig weiß, in alle Wege erlaubt wird, so viel Papier zu verwenden, als sie irgend wollen; wenn aber einmal wirklich etwas Neues gesagt werden soll, der Zensor, der das nicht sogleich zu fassen vermag, und vermeinend, es könne doch ein nur ihm verborgen bleibendes Gift darin liegen, um ganz sicher zu gehen, es lieber unterdrücken möchte; so wäre es vielleicht manchem Schriftsteller vom Anfange des 19. Jahrhunderts in protestantischen Ländern nicht zu verdenken, wenn er sich einen schicklichen und bescheidenen Teil von derjenigen Preßfreiheit wünschte, welche die Päpste zu Anfange des 16. ohne Bedenken allgemein zugestanden haben. | |

103

### III.

Aus der Vorrede zu einigen ungedruckt gebliebenen  
Gesprächen über Vaterlandsliebe, und ihr Gegenteil.

Innerhalb dieser Beschränkungen nun, welche die Gerechtigkeit und die Billigkeit erfordern, könnten uns, sollte ich denken, jene sehr wohl erlauben, daß wir ohne Scheu sagen, was sie selber sich nicht scheuen in wirklicher Tat zu tun; indem ja offenbar die Tat, welche auch ohne unser Sagen ohne Zweifel in die Augen fallen wird, ein weit größeres Ärgernis anrichtet, als unser nachheriges Sagen von der Tat. Und obgleich durchaus nichts verhindert, daß diejenigen, welche von Amts wegen die Aufsicht über den öffentlichen Bücherdruck führen, für ihre Personen zu einer von den beiden dormalen im Streite liegenden Hauptparteien in der Geisterwelt gehören, so können sie | doch das Interesse dieser ihrer Partei nur sodann wahrnehmen, wenn sie etwa selbst einmal als Schriftsteller auftreten sollten; als öffentliche Personen aber haben sie gar keine Partei, und sie müssen dem Verstande, der ohnedies weit seltner bei ihnen das Wort nachsucht, denn der Unverstand, dasselbe ebensowohl geben,

wie sie dem letztern täglich erlauben, nach aller Lust seiner Notdurft zu pflegen; keinesweges aber sind sie befugt, irgendeinem Tone deswegen zu verwehren, laut zu werden, weil er an ihre Ohren fremd und paradox anschlägt.

104 Geschrieben zu Berlin, im Julius 1806. | †

## ERSTE REDE.

*Vorerinnerungen und Übersicht des Ganzen.*

Als eine Fortsetzung der Vorlesungen, die ich im Winter vor drei Jahren allhier an derselben Stätte gehalten, und welche unter dem Titel: Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters, gedruckt sind, habe ich die Reden, die ich hiermit beginne, angekündigt. Ich hatte in jenen Vorlesungen gezeigt, daß unsere Zeit in dem dritten Hauptabschnitte der gesamten Weltzeit stehe, welcher Abschnitt den bloßen sinnlichen Eigennutz zum Antriebe aller seiner lebendigen Regungen und Bewegungen habe; daß diese Zeit in der einzigen Möglichkeit des | genannten Antriebes sich selbst auch vollkommen verstehe und begreife; und daß sie durch diese klare Einsicht ihres Wesens in diesem ihren lebendigen Wesen, tief begründet und unerschütterlich befestiget werde.

Mit uns gehet, mehr als mit irgendeinem Zeitalter, seitdem es eine Weltgeschichte gab, die Zeit Riesenschritte. Innerhalb der drei Jahre, welche seit dieser meiner Deutung des laufenden Zeitabschnittes verfließen sind, ist irgendwo dieser Abschnitt vollkommen abgelaufen und beschlossen. Irgendwo hat die Selbstsucht durch ihre vollständige Entwicklung sich selbst vernichtet, indem sie darüber ihr Selbst, und dessen Selbständigkeit, verloren; und ihr, da sie gutwillig keinen andern Zweck, denn sich selbst, sich setzen wollte, durch äußerliche Gewalt ein solcher anderer und fremder Zweck aufgedrungen worden. Wer es einmal unternommen hat, seine Zeit zu deuten, der muß mit seiner Deutung auch ihren Fortgang begleiten, falls sie einen solchen Fortgang gewinnt; und so wird es mir denn zur Pflicht, vor demselben Publikum, vor welchem ich etwas | als Gegenwart bezeichnete, dasselbe als vergangen anzuerkennen, nachdem es aufgehört hat, die Gegenwart zu sein.

Was seine Selbständigkeit verloren hat, hat zugleich verloren das Vermögen einzugreifen in den Zeitfluß, und den Inhalt des-

selben frei zu bestimmen; es wird ihm, wenn es in diesem Zustande verharret, seine Zeit, und es selber mit dieser seiner Zeit, abgewickelt durch die fremde Gewalt, die über sein Schicksal gebietet; es hat von nun an gar keine eigne Zeit mehr, sondern zählt seine Jahre nach den Begebenheiten und Abschnitten fremder Völkerschaften und Reiche. Es könnte sich erheben aus diesem Zustande, in welchem die ganze bisherige Welt seinem selbsttätigen Eingreifen ent|rückt ist, und in dieser ihm nur der Ruhm des Gehorchens übrig bleibt, lediglich unter der Bedingung, daß ihm eine neue Welt aufginge, mit deren Erschaffung es einen neuen und ihm eigenen Abschnitt in der Zeit begönne, und mit ihrer Fortbildung ihn ausfüllte; doch müßte, da es einmal unterworfen ist fremder Gewalt, diese neue Welt also beschaffen sein, | daß sie unvernommen bliebe jener Gewalt, und ihre Eifersucht auf keine Weise erregte, ja, daß diese durch ihren eignen Vorteil bewegt würde, der Gestaltung einer solchen kein Hindernis in den Weg zu legen. Falls es nun eine also beschaffene Welt, als Erzeugungsmittel eines neuen Selbst und einer neuen Zeit, geben sollte, für ein Geschlecht, das sein bisheriges Selbst, und seine bisherige Zeit und Welt verloren hat, so käme es einer allseitigen Deutung selbst der möglichen Zeit zu, diese also beschaffene Welt anzugeben.

Nun halte ich meines Orts dafür, daß es eine solche Welt gebe, und es ist der Zweck dieser Reden, Ihnen das Dasein und den wahren Eigentümer derselben nachzuweisen, ein lebendiges Bild derselben vor Ihre Augen zu bringen, und die Mittel ihrer Erzeugung anzugeben. In dieser Weise demnach werden diese Reden eine Fortsetzung der ehemals gehaltenen Vorlesungen über die damals gegenwärtige Zeit sein, indem sie enthüllen werden das neue Zeitalter, das der Zerstörung des | Reichs der Selbstsucht durch fremde Gewalt unmittelbar folgen kann und soll. Bevor ich jedoch dieses Geschäft beginne, muß ich Sie ersuchen vorauszusetzen, also daß es Ihnen niemals entfalle, und einverstanden zu sein mit mir, wo und inwiefern dies nötig ist, über die folgenden Punkte:

1) Ich rede für Deutsche schlechtweg, von Deutschen schlechtweg, nicht anerkennend, sondern durchaus beiseite setzend und wegwerfend alle die trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der einen Nation gemacht haben. Sie, Ehrwürdige Versammlung, sind zwar meinem leiblichen Auge die ersten und unmittelbaren Stellvertreter, welche die geliebten Nationalzüge mir vergegenwärtigen, und der sichtbare Brennpunkt, in welchem die Flamme meiner Rede sich entzündet; aber mein Geist versammelt den gebildeten Teil der ganzen deutschen Nation, aus allen den Ländern, über welche er verbreitet ist, um sich her, bedenkt und beachtet unser aller gemeinsame Lage und Verhältnisse, und wünschet, daß ein Teil der lebendigen Kraft, mit | welcher diese Reden vielleicht Sie ergreifen, auch in dem stummen Abdrucke, welcher allein unter die Augen der Abwesenden kommen wird, verbleibe, und aus ihm atme, und an allen Orten deutsche Gemüter zu Entschluß und Tat entzünde. Bloß von Deutschen und für Deutsche schlechtweg sagte ich. Wir werden zu seiner Zeit zeigen, daß  
 106 jedwede andere Einheitsbezeichnung | oder Nationalband entweder niemals Wahrheit und Bedeutung hatte, oder, falls es sie gehabt hätte, daß diese Vereinigungspunkte durch unsre dermalige Lage vernichtet, und uns entrissen sind, und niemals wiederkehren können; und daß es lediglich der gemeinsame Grundzug der Deutschheit ist, wodurch wir den Untergang unsrer Nation im Zusammenfließen derselben mit dem Auslande, abwehren, und worin wir ein auf ihm selber ruhendes, und aller Abhängigkeit durchaus unfähiges Selbst, wiederum gewinnen können. Es wird, sowie wir dieses letztere einsehen werden, zugleich der scheinbare Widerspruch dieser Behauptung mit anderweitigen Pflichten, und für heilig gehaltenen Angelegenheiten, den | vielleicht dermalen mancher fürchtet, vollkommen verschwinden.

Ich werde darum, da ich ja nur von Deutschen überhaupt rede, manches, das von den allhier Versammelten nicht zunächst gilt, aussprechen, als dennoch von uns geltend, so wie ich anderes, das zunächst nur von uns gilt, aussprechen werde, als

für alle Deutsche geltend. Ich erblicke in dem Geiste, dessen Ausfluß diese Reden sind, die durcheinander verwachsene Einheit, in der kein Glied irgendeines andern Gliedes Schicksal, für ein ihm fremdes Schicksal hält, die da entstehen soll und muß, wenn wir nicht ganz zugrunde gehen sollen, – ich erblicke diese Einheit schon als entstanden, vollendet, und gegenwärtig dastehend.

2) Ich setze voraus solche deutsche Zuhörer, welche nicht etwa mit allem was sie sind, rein aufgehen in dem Gefühle des Schmerzes über den erlittenen Verlust, und in diesem Schmerze sich wohlgefallen, und an ihrer Untröstlichkeit sich weiden, und durch dieses Gefühl sich abzufinden gedenken mit der an sie ergehenden Aufforderung zur Tat; sondern solche, die selbst über diesen gerechten Schmerz zu klarer Be|sonnenheit und Betrachtung sich schon erhoben haben, oder wenigstens fähig sind, sich dazu zu erheben. Ich kenne jenen Schmerz, ich habe ihn gefühlt wie einer, ich ehre ihn; die Dumpfheit, welche zufrieden ist, wenn sie Speise und Trank findet, und kein körperlicher Schmerz ihr zugefügt wird, und für welche Ehre, Freiheit, Selbständigkeit leere Namen sind, ist seiner unfähig: aber auch er ist lediglich dazu da, um zu Besinnung, Entschluß und Tat uns anzuspornen; dieses Endzwecks ver|fehlend, beraubt er uns der Besinnung, und aller uns noch übriggebliebenen Kräfte, und vollendet so unser Elend; indem er noch überdies, als Zeugnis von unsrer Trägheit und Feigheit, den sichtbaren Beweis gibt, daß wir unser Elend verdienen. Keinesweges aber gedenke ich Sie zu erheben über diesen Schmerz, durch Vertröstungen auf eine Hilfe, die von außen her kommen solle, und durch Verweisungen auf allerlei mögliche Ereignisse, und Veränderungen, die etwa die Zeit herbei|führen könne: denn, falls auch nicht diese Denkart, die lieber in der wankenden Welt der Möglichkeiten schweifen, als auf das Notwendige sich heften mag, und die ihre Rettung lieber dem blinden Ohngefähr, als sich selber, verdanken will, schon an sich von dem sträflichsten Leichtsinne, und der tiefsten Verachtung seiner selbst zeugte, so wie sie es tut, so haben auch noch überdies alle Vertröstungen und Ver-

weisungen dieser Art durchaus keine Anwendung auf unsre Lage. Es läßt sich der strenge Beweis führen, und wir werden ihn zu seiner Zeit führen, daß kein Mensch, und kein Gott, und keines von allen im Gebiete der Möglichkeit liegenden Ereignissen uns helfen kann, sondern daß allein wir selber uns helfen müssen, falls uns geholfen werden soll. Vielmehr werde ich Sie zu erheben suchen über den Schmerz, durch klare Einsicht in unsre Lage, in unsre noch übriggebliebene Kraft, in die Mittel unsrer Rettung. Ich werde darum allerdings einen gewissen Grad der Besinnung, eine gewisse Selbsttätigkeit, und einige Aufopferung anmuten, und rechne darum auf | Zuhörer, denen sich soviel anmuten läßt. Übrigens sind die Gegenstände dieser Anmutung insgesamt leicht, und setzen kein größeres Maß von Kraft voraus, als man, wie ich glaube, unserm Zeitalter zutrauen kann; was aber die Gefahr betrifft, so ist dabei durchaus keine.

3) Indem ich eine klare Einsicht der Deutschen, als solcher, in ihre gegenwärtige Lage hervorzubringen gedenke; setze ich voraus Zuhörer, die da geneigt sind, mit eignen Augen die Dinge dieser Art zu sehen, keinesweges aber solche, die es bequemer finden, ein fremdes und ausländisches Sehwerkzeug, das entweder absichtlich auf Täuschung berechnet ist, oder das auch natürlich, durch seinen andern Standpunkt, und durch das geringere Maß von Schärfe, niemals auf ein deutsches Auge paßt, bei Betrachtung dieser Gegenstände sich unterschieben zu lassen. Ferner setze ich voraus, daß diese Zuhörer in dieser Betrachtung mit eigenen Augen den Mut haben, redlich hinzusehen, auf das, was da ist, und redlich sich zu gestehen, was sie sehen, und | daß sie jene häufig sich zeigende Neigung, über die eignen Angelegenheiten sich zu |  
108 täuschen, und ein weniger unerfreuliches Bild von denselben, als mit der Wahrheit bestehen kann, sich vorzuhalten, entweder schon besiegt haben, oder doch fähig sind, sie zu besiegen. Jene Neigung ist ein feiges Entfliehen vor seinen eignen Gedanken, und kindischer Sinn, der da zu glauben scheint, wenn er nur nicht sehe sein Elend, oder wenigstens sich nicht gestehe, daß er es sehe, so werde dieses Elend dadurch auch in der Wirklichkeit aufgehoben, wie es aufgehoben ist in

seinem Denken. Dagegen ist es mannhaftige Kühnheit, das Übel fest ins Auge zu fassen, es zu nötigen, standzuhalten, es ruhig, kalt und frei zu durchdringen, und es aufzulösen in seine Bestandteile. Auch wird man nur durch diese klare Einsicht des Übels Meister, und geht in der Bekämpfung desselben einher mit sicherem Schritte, indem man, in jedem Teile das Ganze übersehend, immer weiß, wo man sich befinde, und durch die einmal erlangte Klarheit seiner Sache gewiß ist, dagegen der andere, ohne | festen Leitfaden, und ohne sichere Gewißheit, blind und träumend herumtappt.

Warum sollten wir denn auch uns scheuen vor dieser Klarheit? Das Übel wird durch die Unbekanntschaft damit nicht kleiner, noch durch die Erkenntnis größer; es wird nur heilbar durch die letztere; die Schuld aber soll hier gar nicht vorgerückt werden. Züchtige man durch bittere Strafrede, durch beißenden Spott, durch schneidende Verachtung die Trägheit und die Selbstsucht, und reize sie, wenn auch zu nichts Besserem, doch wenigstens zum Hasse und zur Erbitterung gegen den Erinnerer selbst, als doch auch einer kräftigen Regung, an, – solange die notwendige Folge, das Übel, noch nicht vollendet ist, und von der Besserung noch Rettung oder Milderung sich erwarten läßt. Nachdem aber dieses Übel also vollendet ist, daß es uns auch die Möglichkeit auf diese Weise fortzusündigen benimmt, wird es zwecklos, und sieht aus wie Schadenfreude, gegen die nicht mehr zu begehende Sünde noch ferner zu schelten; und die Betrachtung fällt sodann aus dem Gebiete der Sittenlehre in | das der Geschichte, für welche die Freiheit vorüber ist, und die das Geschehene als notwendigen Erfolg aus dem Vorhergegangenen ansieht. Es bleibt für unsere Reden keine andere Ansicht der Gegenwart übrig, als diese letzte, und wir werden darum niemals eine andere nehmen.

Diese Denkart also, daß man sich als Deutschen schlechtweg denke, daß man nicht gefesselt sei selbst durch den Schmerz, daß man die Wahrheit sehen wolle, und den Mut habe ihr ins Auge zu blicken, setze ich voraus, und rechne auf sie bei jedem Worte, das ich sagen werde, und so jemand eine andere in diese

Versammlung mitbrächte, so würde derselbe die unangenehmen Empfindungen, die ihm hier gemacht werden könnten, lediglich sich selbst zuzuschreiben haben. Dies sei hiemit gesagt für immer, und abgetan; und ich gehe nun an das andre Geschäft, Ihnen den Grundinhalt aller folgenden Reden in einer  
109 allgemeinen Übersicht vorzulegen. |

Irgendwo, sagte ich im Eingange meiner Rede, habe die Selbstsucht durch ihre vollstän|dige Entwicklung sich selbst vernichtet, indem sie darüber ihr Selbst, und das Vermögen, sich selbständig ihre Zwecke zu setzen, verloren habe. Diese nunmehr erfolgte Vernichtung der Selbstsucht war der von mir angegebne Fortgang der Zeit, und das durchaus neue Ereignis in derselben, das nach mir eine Fortsetzung meiner ehemaligen Schilderung der Zeit so möglich wie notwendig machte; diese Vernichtung wäre somit unsre eigentliche Gegenwart, an welche unser neues Leben in einer neuen Welt, deren Dasein ich gleichfalls behauptete, unmittelbar angeknüpft werden müßte, sie wäre daher auch der eigentliche Ausgangspunkt meiner Reden; und ich hätte vor allen Dingen zu zeigen, wie und warum eine solche Vernichtung der Selbstsucht aus ihrer höchsten Entwicklung notwendig erfolge.

Bis zu ihrem höchsten Grade entwickelt ist die Selbstsucht, wenn, nachdem sie erst mit unbedeutender Ausnahme die Gesamtheit der Regierten ergriffen, sie von diesen aus sich auch der Regierenden bemächtigt, und deren alleiniger Lebenstrieb wird. Es entsteht einer | solchen Regierung zuvörderst nach außen die Vernachlässigung aller Bande, durch welche ihre eigne Sicherheit an die Sicherheit anderer Staaten geknüpft ist, das Aufgeben des Ganzen, dessen Glied sie ist, lediglich darum, damit sie nicht aus ihrer trägen Ruhe aufgestört werde, und die traurige Täuschung der Selbstsucht, daß sie Frieden habe, solange nur die eignen Grenzen nicht angegriffen sind; sodann nach innen jene weichliche Führung der Zügel des Staats, die mit ausländischen Worten sich Humanität, Liberalität und Popularität nennt, die aber richtiger in deutscher Sprache Schlawheit und ein Betragen ohne Würde zu nennen ist.